

Komplexität der Gewalt und (Un-)Möglichkeiten der Solidarität

Aisha Salih

Dorsch, Timo/Flörchinger, Jana/Nehe, Börries (Hrsg.) (2022): *Geographie der Gewalt. Macht und Gegenmacht in Lateinamerika*. Wien/Berlin: mandelbaum verlag (23,00 €, 284 Seiten).

Wie können solidarische Praktiken in einer Komplexität der Gewalt in Lateinamerika bestehen? Inwiefern können Kategorien des Gemeinschaftlichen und der Kollektivität zu einem Verständnis von Solidarität beitragen? Kann das Gemeinschaftliche als Bedingung der Solidarität verstanden werden?

Der Sammelband „Geographien der Gewalt. Macht und Gegenmacht in Lateinamerika“ (2022) verhandelt diese Fragen im Kontext einer neuen, undurchdringbar scheinenden Gewalt, die in Lateinamerika beobachtet wird. Die Herausgeber*innen Timo Dorsch, Jana Flörchinger und Börries Nehe analysieren eine globale, kapitalistische Produktion von Gewalt, die innerhalb des kolonialen Machtverhältnisses begriffen werden muss. Durch die dekolonialen Perspektiven im Sammelband wird erzählbar und sichtbar, dass die Gewalt nicht, wie etwa in etlichen kulturindustriellen Produktionen dargestellt, auf ‚kriminelle Drogenbosse‘ oder ‚böartige Individuen‘ zurückgeführt werden kann – vielmehr erscheint eine Logik der Gewalt, die entlang struktureller Machtasymmetrien verfährt und deren Existenz durch hegemoniale Wissensformen überschattet wird. Das bedeutet auch, dass die Gewalt die sozialen Beziehungen und Subjekte durchdringt, womit das Gemeinschaftliche zerstört wird. Wie die Beiträge des Sammelbandes jedoch vielfach aufzeigen, kann es über dekoloniale, kapitalismuskritische Analysen gelingen, diese Logik der Gewalt zu enthüllen und damit konkrete Möglichkeiten solidarischer Beziehungen zu verwirklichen.

In 15 Beiträgen werden interdisziplinäre und aktivistische Perspektiven lateinamerikanischer und deutschsprachiger Forscher*innen entlang von vier Rubriken – *Narrar* (Erzählen), *Cuerpo* (Körper), *Comunidad* (Gemeinschaft) und *Memoria* (Erinnern) – zusammengeführt. Dabei nehmen die Autor*innen im Sinne einer dekolonialen und feministischen Methodologie eine Lokalisierung von Wissen vor, die es ermöglicht, die konkrete Analyse der „Logik einer weltweiten Produktion von Gewalt“ (8) vorzunehmen. Im Folgenden wird jeweils ein Beitrag aus den vier Rubriken vorgestellt, welcher die (Un-)Möglichkeiten von Solidarität besonders gut veranschaulicht.

In der Rubrik *Narrar* widmen sich die Beiträge der Darstellbarkeit der Gewaltlogik in Lateinamerika. In „Den Horror erzählen. Journalismus in Zeiten des Ausnahmezustands“, ein Gespräch der Journalist*innen Carlos Martínez, Daniela Rea und Marcela Turati, wird Journalismus als solidarische Praxis erkennbar. Die Journalist*innen, die in

El Salvador und Mexiko arbeiten, sind konfrontiert mit dem Verschwinden unzähliger Menschen. Sie beziehen sich u.a. auf die Entführung der 43 Studierenden von Ayotzinapa 2015, das Massaker an 72 Migrant*innen in Mexiko 2010 oder den Fund eines Massengrabes mit 200 Leichen 2011. Sie kritisieren, dass in der hegemonialen Berichterstattung mit Statistiken und einer Täter-Opfer-Umkehr gearbeitet wird: Die Verschwundenen sind dann nur eine Zahl oder werden gar selbst kriminalisiert. Es gäbe „ein Bedürfnis nach einfachen Erzählungen“ (45), welche zu einer Normalisierung der Gewalt und einer empfundenen Handlungsunfähigkeit der Subjekte beitragen.

Die gegenhegemoniale Berichterstattung wird durch „Zonen des Schweigens“ (52) nahezu verunmöglicht: durch staatliche Verweigerung von Informationen, Ablehnung der Veröffentlichung durch die Medienhäuser bis hin zur Ermordung von Journalist*innen. Dennoch haben Martínez, Rea und Turati sich für die Berichterstattung entschieden. Um die hegemonialen Narrative zu durchbrechen und Differenzen zu reflektieren, sollte ihre Arbeit „ein *Ent-Wissen* als Ausgangspunkt haben, um so erneut zuhören zu können“ (46, Herv. im Orig.). Es ist ihnen daher besonders wichtig, Räume des Sprechens und Zuhörens zu schaffen. So können singuläre Erzählungen entstehen, denn „nur, indem wir konkret von Menschen sprechen, kann es uns gelingen, dass das, was den Anderen passiert, auch uns passiert“ (51). Die Journalist*innen haben erkannt, dass die Kollektivierung der Betroffenheit zentral ist: Die Verschwundenen müssen als Teil eines Gemeinsamen verstanden werden. In Prozessen der Kollektivierung von Gewalterfahrungen wird Journalismus als solidarische Praxis erkennbar. Die empathischen Erzählweisen artikulieren eine kollektive Betroffenheit und bringen Formen des Gemeinsamen hervor, auf denen sich solidarische Beziehungen gründen können.

In der Rubrik *Cuerpo* verhandeln die Aufsätze die Kategorie der Körper als politische Orte, in denen Prozesse der Enteignung und Wiederaneignung stattfinden. Die Autor*innen verdeutlichen, dass Körper durch Machtstrukturen (re-)produziert werden: als rassifizierte, vergeschlechtlichte Körper. Entlang dieser Einschreibungen von Differenz in den Körper verfährt auch die Logik der Gewalt sehr unterschiedlich.

Dies verhandelt u.a. Rita Segato, emeritierte Professorin für Anthropologie und Bioethik, in ihrem Beitrag „Der Körper der Frauen als Territorium des Krieges“. Segato betont die Gegenwärtigkeit der *Kolonialität* (Aníbal Quijano) und spricht von einem „*permanenten Prozess der Eroberung*“ (112, Herv. im Orig.). Erobert werden Territorien und Körper in einer andauernden Wiederholung der Kolonisierung, die immer wieder ein rassifiziertes Anderes hervorbringt. Segato verknüpft diese Perspektive mit einer Kapitalismuskritik, die offenlegt, dass das Gemeinsame durch objektifizierende Besitzverhältnisse im Begriff ist, zu verschwinden.

Kolonialität und Kapitalismus haben historisch und gegenwärtig eine „para-staatliche Sphäre der Kontrolle über das Leben“ (115) in Lateinamerika hervorgebracht. Im Kontext der Gewalt des Verschwindenlassens und der Femizide führt die Para-Staatlichkeit zu einem „*Spektakel der Straflosigkeit*“ (119, Herv. im Orig.). Diese Straflosigkeit der Täter*innen demonstriert eine Macht gegenüber dem Staat und der Gesellschaft. Die Motive der Gewalt seien daher vor allem kommunikativ begründet, so inszenieren die Täter*innen z.B. die Eigentümerschaft über Territorien. Segato betrachtet die

vergeschlechtlichte Dimension dieser expressiven Gewalt, wobei sie sich auf Kriegsbefehle zur Vergewaltigung von Frauen* bezieht. Diese würden i.d.R. als „Unschuldige“ gesehen, womit kein „klassisches“ Kriegsmotiv erkennbar sei. Vielmehr ginge es um eine Botschaft der Grausamkeit. Zugleich analysiert Segato, dass Frauen* und von ihnen geschaffene Räume, in einem binären Verständnis von Geschlecht, für die Aufrechterhaltung der Gemeinschaft stehen. Ihr Angriff sei somit ein Angriff auf „das Gravitationszentrum der Gemeinschaft“ (121). Damit wird der Frauen*körper zum „strategischen Kriegsziel“ (ebd.).

So werden eine zerstörerische ‚männliche‘ Gewalt und eine ‚weibliche‘ Wiederherstellung der Gemeinschaft sichtbar. Von hier aus lassen sich widerständige Potenziale formulieren: Einerseits können über das Verständnis der Einschreibungen von Gewalt in männliche Subjektivität neue Männlichkeiten entstehen. Andererseits kann eine weibliche Politik, die auf die Reproduktion des Gemeinschaftlichen gerichtet ist, verallgemeinert werden. Diese sei v.a. in der Frauen*bewegung *Ni Una Menos* (Nicht eine weniger) erkennbar, die sich an das Kollektivsubjekt richtet, statt Betroffenheit zu individualisieren. Die Hervorbringung kollektiver Räume und Beziehungen sei das zentrale Zukunftsmoment für Politik in Lateinamerika.

In der Rubrik *Comunidad* vertiefen die Aufsätze das Verständnis des Gemeinschaftlichen. Im Beitrag „Das Gemeinschaftliche produzieren, um das Leben zu erhalten“ stellen Raquel Gutierrez Aguilar, Wissenschaftlerin und militante Aktivistin, und Claudia López Pardo, Biologin, ihre Konzeption des Gemeinschaftlichen „als gesellschaftliches Verhältnis und als kritische Kategorie“ (184) vor. Die neoliberale Trennungslogik, die Individuen als isolierte Einheiten hervorbringt, sowie die Vereinnahmung sozialer Beziehungen durch Kapitalismus und Patriarchat, versperren den Blick auf „den kollektiven Charakter der Kräfte und Fähigkeiten [...], die sowohl materiellen Reichtum als auch politische Entscheidungen produzieren“ (174). Als kritische Kategorie macht das Gemeinschaftliche kollektive Kräfte sichtbar, die enteignet werden. Es gelte daher zu verstehen, wie die Prozesse der Wiederaneignung funktionieren. Hierbei lernen sie von indigenen Kämpfen um das Territorium sowie von Frauen* geführten Kämpfen in Lateinamerika, in denen bereits widerständige alltägliche Beziehungen reproduziert werden. Die singulären Kämpfe bringen dabei universelles Wissen zu den Möglichkeitenhorizonten gesellschaftlicher Transformation hervor: Ein epistemisches Erkennen der bereits existierenden gemeinschaftlichen Praktiken kann eine Wiederaneignung ermöglichen und neue Gemeinschaftlichkeit produzieren. Trennende und hierarchisierende Beziehungen können problematisiert werden und potenziell durch kollektive Wiederaneignung in solidarische Beziehungsweisen münden.

In der letzten Rubrik *Memoria* findet sich der Beitrag „Erinnerung als Verbindung. Gegen die herrschaftliche Macht“ von Mario Rufer. Rufer kritisiert die Idee einer modernen Geschichtsschreibung, die in der Fachdisziplin und in der Gründung der Nationalstaaten verankert liegt. Er erläutert, dass die Hervorbringung eines nationalen Epos notwendigerweise das Vergessen beinhaltet. Im institutionellen Kontext werde stets versucht, „die einzelnen Erinnerungshandlungen zu domestizieren“ (247), sie also in eine lineare Zeitfolge einzureihen und aus ihnen abgeschlossene Ereignisse zu machen.

Damit wird die Verknüpfung der Erinnerung mit der Gegenwart gezeugnet: Es handelt sich um eine Praxis der Trennung.

Das Erinnern als Verbinden erscheint hingegen als Praxis, die nicht den Blick in die abgeschlossene Vergangenheit richtet, sondern sie mit der Gegenwart verknüpft. Für Rufer bedeutet das die Möglichkeit, das, was im hegemonialen Diskurs unverknüpfbar erscheint, wieder zu verbinden. Durch die koloniale Unterdrückung Lateinamerikas, die auch über die nationale Geschichtsschreibung operiert, wurde „uns als Gemeinschaft, als sozialem Kern, die Möglichkeit genommen [...], den Geschehnissen *einen Sinn zu geben*“ (255, Herv. im Orig.). Doch über die Erzählungen der Erinnerung können Verbindungen erkannt und mit neuen Bedeutungen versehen werden, womit kollektive Erfahrungen und eine Offenheit für neue Verbindungen ermöglicht werden.

Der Sammelband zeigt auf, dass die Logik einer weltweiten Produktion von Gewalt Unmöglichkeiten der Solidarität hervorbringt: Sie zerstört zwischenmenschliche Bindungen sowie empathische Fähigkeiten und materialisiert sich in Machtstrukturen, die die kollektiven Kräfte enteignen. Daraus entspringt eine Geschichtsschreibung, die diese Gewalt über eine essentialisierte Vergangenheit legitimiert. Trotz dieser Ausgangslage existieren vielschichtige Möglichkeiten zur Solidarität: Die Autor*innen produzierten ihr Wissen aus konkreter Beziehungsarbeit und konkreten Widerstandskämpfen heraus. Ihre Plädoyers für eine Politik der Kollektivität, der Politisierung alltäglicher Praktiken und der Herstellung empathischer Subjekte sind daher reale Perspektiven auf eine Verwirklichung von Solidarität.

Den Herausgeber*innen Timo Dorsch, Jana Flörchinger und Börries Nehe ist es gelungen, lateinamerikanische Debatten kritischer Theorien für die deutschsprachige Rezeption zu erschließen. Sie zeigen auf, dass die Entwicklung großer Theorien mit der Lokalisierung von Wissensproduktionen Hand in Hand geht. Damit leisten sie einen wichtigen Beitrag zur Dekolonisierung der Wissenschaft in Kontexten des Globalen Nordens. Die besonderen journalistischen und aktivistischen Perspektiven ermöglichen den Leser*innen darüber hinaus eine empathische, emotionale Auseinandersetzung, die ein kollektives Moment der Verbundenheit schafft.